

Symptomatologische Illustrationen

Rundbrief für die Leser und Freunde des Moskau-Basel-Verlags. Umschau zu Kultur, Politik und anthroposophischem Alltag.

Nummer 26 – Juni 2002

Der ideologische Hintergrund der modernen Kunst ...

In der Nr. 18 (April 2001, S. 8) brachten wir unter dem Titel *Den Bewunderern der „modernen Kunst“ gewidmet* eine Äusserung Pablo Picasso's (1881-1973), die unvollständig und ohne direkte Quellenangabe blieb. Wir bringen nachfolgend die fehlenden Stellen dieses Gesprächs zwischen Giovanni Papini und Pablo Picasso und die genaue Quelle:

In jungen Jahren glaubte auch ich, wie alle Künstler, an die Religion der Kunst, der grossen Kunst. Später aber, als die Jahre gingen, wurde mir klar ... , dass die Kunst (des 19. Jahrhunderts) ein Ende erreicht hat, dass diese Kunst ihr Ende erreicht hatte, dass sie eine Sterbende ist ...

... Ich habe seit den Tages des Kubismus diese Burschen gefüttert mit dem, was sie wünschten, und die Kritiker befriedigt mit all den lächerlichen Ideen, die mir durch den Kopf gegangen sind ...

... Aber wenn ich allein bin, habe ich nicht die Frechheit, mich selbst als einen Künstler zu betrachten, zumindest in der grossen alten Bedeutung der Namen Giotto, Tizian, Rembrand, Goya. Das waren grosse Maler, ich bin nur ein öffentlicher Clown, ein Marktschreier. Ich habe meine Zeit verstanden und habe die Dummheit, die Eitelkeit, die Begehrlichkeit meiner Zeitgenossen ausgebeutet. Dies mein Bekenntnis ist bitter für mich, qualvoller, als es den Anschein hat, aber schliesslich und endlich: Es hat das Verdienst, ehrlich zu sein.

Veröffentlicht wurde diese *ehrlichen* Worte Picassos in *The American Mercury* im August 1957 (S. 108-109), und in deutscher Übersetzung erschien es in der *Stuttgarter Zeitung* vom 22.1.1962 (S. 74).

Mord an Apollo

Bei dieser Gelegenheit möchten wir noch weitere Mosaiksteinchen zum Verständnis der Entwicklung der Kunst im 20. Jahrhundert anführen. So erschien z.B. 1964 in Zürich ein Buch von Alexander von Senger mit dem Titel *Mord an Apollo*,¹ das sich ausführlich mit diesem Fragenkomplex beschäftigt. Von Senger behandelt nicht nur das Phänomen des 1916 in Zürich entstandenen („“) Dadaismus, sondern den „Kultur-Boschewismus“ ganz allgemein – ergänzt mit einigen äusserst brisanten Umtrieben zur Reifung des Bolschewismus in der Schweiz! – und diejenigen, die u.a. mittels Kunst und Architektur die europäische Kultur zerstören wollen. Ein weiterer Autor schrieb eine begeisterte Besprechung dieses Buches, welche er an viele Zeitungen und Zeitschriften sandte. Die Rezension wurde aber ausser in der Zeitschrift des Verle-

gers des besprochenen Buches nirgendwo abgedruckt. Ein Vetter und Gesinnungsfreund des Verfassers, der literarischer Redaktor einer grossen Tageszeitung, sandte das Manuskript mit folgendem Kommentar zurück:²

Lieber Beat, Du bist mit dieser Buchbesprechung an der Grenze dessen angelangt, was noch in der Freiheit der Meinungsäusserung Platz hat. Dein Bericht und vor allem Deine Stellungnahme sind schon jenseits dieser Grenze und lagern im Bereich der Tabus ... also der verbotenen Meinungen. In den Jahrzehnten meiner Tätigkeit als literarischer Redaktor habe ich mich damit abfinden müssen, dass auch der offiziell nicht antastbare Begriff der Meinungsäusserungsfreiheit seine einschränkenden Verbote besitzt. Hätte ich Deine Buchbesprechung veröffentlicht, würde dies unserer Zeitung als schwere Entgleisung angelastet, was Boykotte, und somit wirtschaftliche und finanzielle Schädigung mit sich brächte. Aber nicht nur unsere Zeitung, sondern auch Du persönlich würdest in die Kategorie von „Leuten mit gefährlichen Meinungen“ eingestuft. Diese Katalogisierung ist kein Scherz, sondern eine konkrete, folgenschwere Tatsache. Wie das technisch funktioniert, ist mir unbekannt, aber ich kenne Fälle, wo das tragische und schwerwiegende Existenzprobleme verursacht hat ...

Nun könnte man fragen: wer wacht denn über das Kunst-Geschehen? Wer fördert Künstler, deren Werke die Bezeichnung „Kultur-Bolschewismus“ verdienen und (deshalb!) gefördert werden, und ausserdem nicht (ernsthaft) kritisiert werden dürfen. Nicht ganz zufällig sind wir da auf eine Persönlichkeit gestossen, über die wir hier berichten möchten. Beachten Sie in diesem Artikelausschnitt vor allem zahlreiche „offenbarende“ Nuancen.³

Der Kölner Pfarrer und Jesuit Friedhelm Mennekes

Nichts Menschliches ist ihnen fremd, den Künstlern von heute – auch nicht Glaubenszweifel, Ekstasen, Brüche im Leben. Selbst wenn sie nicht „fromm“ sind, gehören sie in die Kirche

...

Zwischen Ankündigungen schräger Vernissagen, schrillen Fotos und seltsamen Skulpturen hängt ein blass kopierter Zettel: „Seminar Pater Mennekes, Raum 205“. Ein Pfeil weist die Richtung... Dort folgen Studenten aufmerksam den Ausführungen des Dozenten: „Es ist unsinnig, über den Maler Francis Bacon immer nur in Begrifflichkeiten wie ‚Entstel-

² Dr. jur. Beat Christoph Bäschlin *Das theologische Jahrhundert-Ereignis*, 1999, S. 28-29.

³ Aus: *Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt*, Rubrik *Kunst und Religion*: www.sonntagsblatt.de/artikel/2000/15/15-s7.htm.

¹ 1992 neu aufgelegt beim Kultur-Verlag, Viöl, ISBN 3-927933-05-8.



lungen‘ und ‚Zerquältsein‘ zu sprechen“, sagt Mennekes und legt die Stirn in Falten. Das seien nur die üblichen Vorurteile moderner Kunst gegenüber, Vorurteile, die sie, die Zuhörer, als junge Künstler ja zur Genüge kennen. Es gehe nicht um Entstellungen, sondern um Neuschaffung der Wirk-

lichkeit. Honorarprofessor Mennekes nickt noch einmal, die Studenten nicken. Man versteht sich ...

Francis Bacon war kein religiöser Maler, und der Jesuit am Katheder versucht auch nicht, einen aus ihm zu machen. Mennekes zeigt Dias von seltsamen Wesen, die schreien oder die Arme zu einem Kreuz emporrecken. Manche tragen sogar den Titel „Kreuzigung“. „Aber niemals“, sagt Mennekes und hebt warnend den Finger, „niemals wollte Bacon seine Werke religiös verstanden wissen. Es ging um die Gewalt, nicht um Christus.“

Mennekes wechselt die Fronten fast täglich, um neue Verbindungen zwischen moderner Kunst und Religion zu knüpfen ... „Eine neue Kultur des Mystischen muss her“, wiederholt Mennekes wie eine Litanei, wenn er von lebendigem Glauben spricht ...

[In der Gemeinde von Pater Mennekes wird] nicht mehr die Harmonie eines sicheren Glaubens zelebriert, da kamen Brüche hinein, Unstimmigkeiten, Dissonanzen, Spannungen zwischen der Tradition und einem modernen Lebensgefühl, zwischen Ritus und modernen Kunstwerken. Solches Lob (?) nimmt Pater Mennekes mit dem Lächeln eines erfolgreichen Schauspielers entgegen. Er ist es gewöhnt. Nach fast 20 Jahren Arbeit auf dem Gebiet wird er als Star von einer Veranstaltung zur nächsten gereicht. Vor vier Wochen war er in London bei einer Konferenz an der Tate Gallery, vor ein paar Tagen in Chichester als Gast der Church of England. Nächste Woche organisiert er in Venedig eine Ausstellung. Vor zwei Jahren wurden ihm Lehraufträge an den Kunstakademien in Mainz und Braunschweig angetragen. Mittlerweile ist Mennekes auf dem Gebiet längst kein einsamer Streiter mehr. Etwa 800 Initiativen sollen es allein in Deutschland sein. Die kirchlichen Akademien veranstalten Kunstsymposien, die Verlage bringen Bücher zum Thema heraus, und in immer mehr Kirchen hält moderne Kunst Einzug. Es bewegt sich was. Aber richtig glücklich sieht Mennekes nicht aus, wenn er davon erzählt. Er sitzt vor seinem Kaffee in der Kantine der Kunsthochschule und zieht skeptisch die kräftigen Augenbrauen hoch: „Zu oft habe ich mich über die Art geärgert, wie die Kirche auf die Kunst zugeht. Überheblich, ohne den nötigen Respekt vor dem Gegenüber.“ Neulich in England habe er wieder einmal gesehen, wie die Kunst gedemütigt wird:

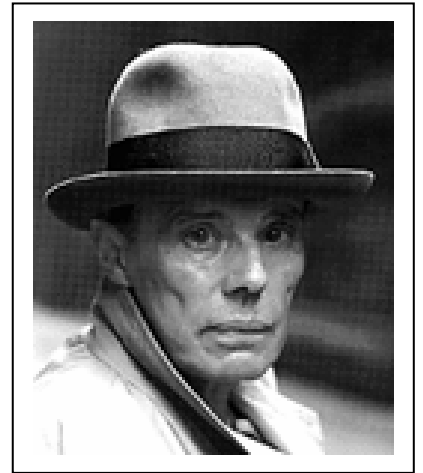
„Da hatte man mit viel Geld zeitgenössische Werke in die Kathedralen geholt, aber ansonsten nichts am Raum geändert. Die Gemälde hingen nur in irgendwelchen Ecken. All die niedlichen Tischchen mit Deckchen und Zettelchen standen immer noch herum. Man hatte nicht das geringste Interesse gezeigt, der Kunst ein würdiges Forum zu bereiten.“ Es sei immer dasselbe, sagt er und sieht dabei aus, als habe er einen Löffel voll Essig auf der Zunge. Die Pfarrer vereinnahmten die Kunst, versuchten sie, wo immer es geht, ans Gängelband der Kirchenlehre zu nehmen: Kunst als Illustration des theologischen Wortes. Mennekes machte es von Anfang an anders, und das brachte ihm Kritik von den unterschiedlichsten Seiten ein. Die einen bemängelten, die ausgestellten Werke hätten nichts mit dem Glauben zu tun, die anderen sagten, er wolle sich mit der Kunst nur schmücken und seine Kirche füllen.

Wenig Probleme hatte Mennekes dagegen mit seinen Vorgesetzten, den Kirchenoberen. Der konservative Kölner Kardinal Joachim Meisner etwa hat ihm nie Steine in den Weg gelegt ... Und Kurienkardinal Joseph Ratzinger teilt Mennekes Ansicht, dass auch Zweifel zu einem lebendigen Glauben gehören. Die Kirchenoberen halten Mennekes vielleicht für einen verrückten, originellen Kopf, aber sie sind sich offenbar sicher, dass er im Sinne der Kirche handelt ...

Joseph Beuys und Ignatius von Loyola

In drei Stunden muss [Mennekes] in Hannover bei der katholischen Hochschulgemeinde sein, wo er einen Vortrag über Beuys hält: „Joseph Beuys und Ignatius von Loyola“. Den rheinischen Künstler hat Mennekes 1984 kennengelernt. Mennekes war damals noch in einem Frankfurter Arbeiterviertel Pfarrer und liess einen Freund bei Beuys anfragen, ob er zu einer Ausstellung in einer Kirche bereit sei. Doch der wollte davon nichts wissen. Erst als Beuys von Mennekes‘ Sozialarbeit hörte, regte sich Interesse. Der Jesuitenpater hatte in dem Frankfurter Problemviertel aus Zirkuswagen ein soziales Zentrum für die alles beherrschende Rockergang eingerichtet, inklusive Diskothek und Kneipe. Beuys hörte von seiner Rolle als eine Art unantastbarer Heiliger, der inmitten wilder Schlägereien nichts zu befürchten hatte – und hatte die Sympathie des Künstlers gewonnen. Zwischen

Beuys und Mennekes entstand ein gewisses Vertrauensverhältnis. Die beiden sprachen lange über Kunst und Christentum. Eines der Interviews wurde als Buch veröffentlicht und in viele Sprachen übersetzt, weil Beuys hier über seine Vorstellung von Glaube und Spiritualität Auskunft gab.⁴ „Joseph



⁴ Vermutlich: Friedhelm Menneke, *Beuys zu Christus. Eine Position im Gespräch*, Stuttgart 1989.

... und der Musik, die zur Aufführung gelangt

23. Mai 2000 ¹

„Bitte fassen Sie sich kurz“, sagt der Weltpianist, „ich möchte mich auf mein Haydn-Rezital konzentrieren“.

„Deswegen bin ich da, Meister. Ich will Sie bitten, nein anflehen, heute abend nicht Haydn zu spielen.“

„Nicht Haydn? Das will ich gerade: ein Abend mit lauter Haydn. Schätzen Sie ihn nicht?“

„Doch, über alle Massen! Aber nicht jetzt. Haydn ist Österreicher. Schlimmer: Burgenländer, eine der verseuchtesten Gegenden. Und dann diese verhängnisvolle Assonanz!“

„Assonanz? – Ach so. Nun, da bin ich doch wirklich unverdächtig.“

„Das ist es ja gerade! Ihre Unverdächtigkeits macht Sie gerade verdächtig. «Jetzt spielt der auch schon Haider, äh Haydn», wird man sagen. Ein Signal! Mehr noch: ein Fanal!“

„Ich könnte vielleicht ein Communiqué verteilen: «Ich distanzieren mich in aller Form von den Vorgängen in Österreich und von jedem Missbrauch von Haydns Namen.» Ich denke, andere würden mitunterschreiben. Pollini sicher, Pogorelich auch.“

„Der soll bitte vor der eigenen Türe wischen! Nein, die Zeit der Lippenbekenntnisse ist vorbei – jetzt geht es um Haltung. Um Taten.“

„Ich verstehe. Ich setze Haydn ab. Schweren Herzens. Aber dann etwas ganz anderes, sozusagen unpolitisch Abstraktes. Ich hätte da ein schönes Skrjabin-Programm ...“

„Skrjabin! Wollen Sie einen Mörder spielen?“

„Oh, ich kenne mich in Biographien nicht so aus. Verzeihen Sie, mich interessieren eher Partituren. Hat er jemanden umgebracht?“

„Nicht selber. Aber er gehört einer Nation von Mördern an. Und dann dieses Farbenklavier, das mafiose Schillern. Jetzt gilt es, endlich Farbe zu bekennen!“

„Wie wär's denn mit Schoeck? Er war ein respektabler Pianist, und sein Klavierwerk ist weit unterschätzt.“

„Schoeck!! – Sagt Ihnen das etwas: «Das Schloss Dürande»?“

„Eine Oper. Eichendorff oder so.“

„Genau. Wann wurde sie uraufgeführt? 1943! Und wo? In Berlin! Und wer war dabei? Der Komponist!“

Vergessen wir Schoeck. Ich spiele einen Franzosen, Chirac und Jospin haben in Bezug auf Österreich doch Klartext gesprochen. Messiaen! Schon lange wollte ich die «Vingt Regards sur l'Enfant Jésus» wieder mal spielen.“

„Nach all den Waffen, die die Kirche gesegnet hat?“

„Sie haben Recht. Vielleicht sollte man die Hände mal eine

Weile von Europa lassen. Schätzen Sie Samuel Barbers schmales Œuvre für Klavier auch so? Vielleicht etwas Gershwin dazu, damit die Leute kommen.“

Ich sage ein Wort. Es fällt wie ein Meteor in den Raum: „Vi-etnam“.

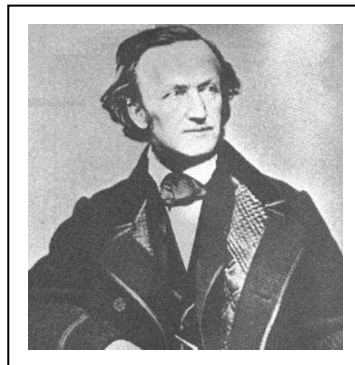
„Aber ich bin doch Musiker. Soll ich improvisieren?“

„Um Gottes Willen, nur das nicht! Der Mensch ist ein Abgrund. Was könnte beim Improvisieren nicht alles in die Tasten rutschen an Gefährlichem und Unbewältigtem, das die Gedankenlosen, die Schwachen, die Ahnungslosen dem Ungeist in die Arme treibt, von den Zitate gar nicht zu reden.“

„Ich beginne zu begreifen. Ich sage das Konzert ab, ich sage bis auf weiteres alle Konzerte ab. Und da fällt's mir doch wie Schuppen von den Augen. Das ist die Erklärung für eine Frage, die mich immer umtrieb, ohne dass ich bis jetzt eine Antwort fand. Dass der grosse Friedrich Gulda in den letzten Jahren seines Lebens nur noch Triangel spielte...“

30. Mai 2001 ²

Niederlage für Barenboim – Kein Wagner in Israel



Daniel Barenboims geplante Aufführung von Richard Wagners „Walküre“ in Jerusalem wurde endgültig abgesagt. Die Veranstalter reagierten damit auf die massive Kritik israelischer Politiker. Statt des umstrittenen Wagner-Werks spielt die Berliner Staatskapelle

nun Unverfängliches von Schumann und Strawinsky.

Jerusalem. In einer offiziellen Mitteilung der Leitung des Jerusalemer Israel-Festivals hieß es, man habe sich zur Absage des seit Wochen ausverkauften Konzerts am 7. Juli „nach Abwägung vieler Bitten, unter anderem von Staatspräsidenten Mosche Katzav und Jerusalems Bürgermeister Ehud Olmert entschlossen“. Statt dessen werde die Staatskapelle Berlin nun Schumanns 4. Symphonie und Strawinskys „Frühlingsopfer“ spielen. Deren Dirigent und künstlerischer Leiter Daniel Barenboim hatte ursprünglich geplant, den ersten Akt der Wagner-„Walküre“ mit Plácido Domingo aufzuführen.

Barenboim hatte noch vor wenigen Wochen erklärt, er wolle sich dem politischen Druck in Israel nicht beugen, am 21. Mai dann aber von „missverständlich interpretierten“ Äußerungen gesprochen und betont, dass er keinesfalls vorhabe, „missionarisch“ für die Wagner-Aufführung zu kämpfen. „Ich

¹ Urs Frauchiger in der *Basler Zeitung*.

² *Spiegel-Online* (Hervorh. wl).

27. Juli 2001 ³

habe lediglich darauf verwiesen, dass es logistisch problematisch ist, das Konzertprogramm mit denselben Solisten zu ändern“, betonte er.

Gegen die Aufführung der Oper hatte unter anderem das Simon-Wiesenthal-Zentrum in Jerusalem eine einstweilige Verfügung beantragt. Israels Parlament hatte in einer von nur 17 Abgeordneten besuchten Sonder-sitzung für die Absage des Konzerts plädiert. So lange in Israel noch ein Überlebender des Holocaust lebe, sollte auf öffentliche Aufführungen von Wagners Musik verzichtet werden.

Öffentliche Konzerte mit Werken des deutschen Komponisten sind in Israel noch immer ein Tabu. Die Musik des als Antisemit geltenden Künstlers weckt hier besonders negative Erinnerungen, weil er von den Nationalsozialisten praktisch zum „Hofkomponisten“ erkoren worden war. Im Herbst vergangenen Jahres versuchten israelische Wagner-Gegner vergeblich, eine Aufführung des kammermusikalischen „Siegfried-Idylls“ vom Symphonie-Orchester der Stadt Rischon Le Zion zu verhindern. Im Rundfunk werden ausgewählte Wagner-Opern inzwischen allerdings bereits in voller Länge gesendet.



Tel Aviv. Nach der umstrittenen Wagner-Aufführung in Jerusalem geht der Streit um den Dirigenten Daniel Barenboim weiter. Zubin Metha, der Chef der Israelischen Philharmoniker, hat die Empfehlung des israelischen Parlamentsausschusses scharf zurückgewiesen, wonach Barenboim zur „persona non grata“ erklärt werden soll.

Im Jahre 1895 ⁴

„Ich arbeite an ihm (dem Buch *Der Judenstaat*) täglich“ – erinnert sich Theodor Herzl (Abb.) in seiner Biographie aus dem Jahre 1898 – „bis ich ganz erschöpft war; meine einzige Erholung am Abend bestand darin, dass ich Wagner-scher Musik zuhörte, besonders dem *Tannhäuser*, eine Oper, welche ich so oft hörte, als sie gegeben wurde. Nur an den Abenden, wo keine Oper aufgeführt wurde, fühlte ich Zweifel an der Richtigkeit meiner Gedanken.“

³ Basellandschaftliche Zeitung.

⁴ Zitiert nach: Ludwig Thiebes, *Das Rätsel des Judentums*, erw. Aufl. 1991, Nachwort des Hrsg., S. 249.